



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue historische Romane

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Neue historische Romane



erbstet es, oder ist's noch Sommerwind? fragt wohl der Bauer im deutschen Gebirge, sobald ihm ein stärkerer Luftzug im August die ersten roten Blätter von seinem Hofbaum vor die Füße wirft. Wenn wir der zahlreichen kritischen Todesurteile gedenken, die über das historische Drama und über den historischen Roman ergangen sind, möchten wir angesichts neuer Dichtungen mit historischem Hintergrund auch fragen: sind es die letzten ihrer Art, oder ist noch reicher Nachwuchs zu erwarten? Jedenfalls haben sich zu der überreichen Zahl historischer Romane aus der verflossenen Periode der Litteratur auch zu Eingang des neuen Jahres wieder einige Werke gesellt, die ernstere Teilnahme beanspruchen und die insgesamt den bei der historischen Erzählung nicht unwesentlichen Vorzug haben, auf deutschem Boden zu spielen und eine genauere Scheidung ihres rein stofflichen und ihres poetischen Verdienstes zu ermöglichen. Für jeden dieser Romane wird ein bestimmter Leserkreis von vornherein vorhanden sein, und jedem, namentlich aber dem dritten, darf man mit gutem Gewissen eine wesentliche Erweiterung dieses Leserkreises wünschen. Die Bücher, die wir im Auge haben, sind ein zweibändiger Roman aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts: Die Martinsklause von Ludwig Ganghofer (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp., 1895), ein einbändiger aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, der Zeit des schmalkaldischen Kriegs: Die Hauptmannsrau von Josef Lauff (Köln und Leipzig, Albert Ahn, 1895), endlich eine dreibändige Geschichte aus dem letzten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts: Wider den Kurfürsten von Hans Hoffmann (Berlin, Gebrüder Paetel, 1895).

Ludwig Ganghofer begegnet uns zum erstenmale als historischer Romandichter. Ohne das Gebiet zu verlassen, in dem er heimisch und mit dem er vertraut ist wie kein anderer, schildert er in dem Roman „Die Martinsklause“ die Besitznahme des Ländchens Berchtesgaden durch die Augustiner und die Begründung einer gefürsteten Reichspropstei. Wir können im Augenblick Ganghofers Erfindung und den geschichtlichen und sagenhaften Hintergrund dieser Erfindung nicht mit Koch-Sternfelds ausführlicher Geschichte der Propstei Berchtesgaden vergleichen, die uns vor Jahren einmal durch die Hände ge-

gangen ist. Die Voraussetzung der „Martinsklause“ ist, daß zu Anfang des zwölften Jahrhunderts Gräfin Adelheid von Sulzbach auf dem Sterbebett ein Gelübde ihrer Mutter erfüllt und dem Orden des heiligen Augustinus ein großes Land geschenkt hat, das in stundenweiter Ferne von der Salzaburg liegt. Als die Ordensbrüder zu Raitenbuch Umfrage halten, erfahren sie, „das sei eine wilde und rauhe Gegend, von finstern, pfadlosen Wäldern bedeckt, umschlossen von riesigen Bergen; wohl bringe der Sommer schöne Zeiten über das Thal, doch unerträglich sei der Winter mit seinen Stürmen, seinem grimmen Frost und seinem alles erstickenden Schnee. Die wilden Tiere, Wölfe, Bären, Sauen und Luchse, seien hier so zahlreich, wie im ebenen Land die Ziegen und Schafe, und bewohnt sei das unwirtliche Land nur von ein paar hundert Menschen, armseligen Hirten, Jägern und Fischern, die im zähen Kampfe mit der rauhen Natur ein kümmerliches Leben fristeten, halb noch versunken in der Nacht des Heidentums; über diese Menschen herrsche mit grausamer Strenge ein Ministerial der Grafen von Sulzbach, Herr Waze vom Falkenstein, der zu der Botschaft, daß die seinem freien Schalten überlassene Landmark an das Kloster gefallen wäre, hellauf gelacht hätte: Sie sollen nur kommen, die schwarzen Kutten, und sollen mir nehmen, was mein ist!“ Die Darstellung dieser Zustände und des allmählichen Sieges der geistlichen Gewalt verkörpert Ganghofer in dem Streit Eberweins, des ersten Propsts, gegen den gefürchteten Zwingherrn Waze und dessen mißratne Söhne.

Die Vertrautheit des Erzählers mit dem Boden, auf dem seine Geschichte spielt, und die natürliche Einfachheit der Gesetze, unter denen die ersten Anfänge des Kulturlebens zwischen diesen Bergen gestanden haben müssen, erleichtert es, das Bild einer so weit zurück liegenden Zeit und so fremdartiger Verhältnisse deutlich zu machen und uns nahe zu bringen. Auch gelingt es Ganghofer in einigen glücklichen Episoden des Romans, der Abgeschlossenheit dieses Weltwinkels und der Rauheit und Dürftigkeit der Zustände ein paar eigentümliche poetische Motive abzugewinnen. Das eigentümlichste und ergreifendste ist der Konflikt zwischen dem greisen Leutpriester der Ramsau Hiltischalk und dem Propst Eberwein. Der arme Priester, der seit einem Halbjahrhundert dem Thale zum Segen gereicht und seit vierzig Jahren nichts von der Außenwelt vernommen hat, lebt mit dem inzwischen gleichfalls zur Greisin gewordenen Weibe seiner Jugend ohne Ahnung, daß seit Jahrzehnten Papst Gregors strenges Gebot allen Priestern der Christenheit die Ehelosigkeit geboten und die noch verheirateten von ihren Frauen getrennt hat. Aus Propst Eberweins Munde vernimmt er die Nachricht und seine Verdammung zugleich, und die Trostlosigkeit des greisen Gottesmannes und der tragische Untergang des aus seinem Idyll in den Weltwirbel zurückgerissenen Paares wirken tief rührend. Mit poetischer Wahrheit läßt der Dichter dieses Geschick Hiltischalks zum Wendepunkt in Eberweins Innenleben werden — der Propst

führt durch verdoppelte Hingebung, verdoppelten Opfermut für seine armen, von den Elementen und dem Gewaltherrn zugleich bedrängten Unterthanen, was er an dem Priester der Ramsau verschuldet hat. Die Zusammendrängung aller erdenklichen Frevel im Hause Wazes, der Kampf des alten bösen Gebieters mit seiner Tochter Necca und die Liebe dieser zu dem freien Fischer Sigenot schließen zwar einige romantische Unwirklichkeiten ein, namentlich werden die Leute zu rasch und leicht aus schweren und bedrohlichen Fährlichkeiten gerettet. Im allgemeinen aber belebt Ganghofer die Wälder, die Almen und Einöden um die Ufer des Königssees mit anschaulicher, frischer Wirklichkeit, und es gelingt ihm, uns für das Leben und die Erlebnisse seiner Gestalten zu erwärmen. Das Vorbild, das bei historischen Romanen dieser Art, auch wenn sie von aller Nachahmung weit entfernt sind, unwillkürlich mitwirkt, Scheffels „Ekkehard,“ wird freilich weder in der Plastik der Gestalten, noch in dem Reichtum und Reiz der Sittenschilderung erreicht; immerhin gehört die „Martinsklause“ zu den besten Büchern der Gruppe, die sich nach und nach um den vorbildlichen Roman gesammelt hat.

In Josef Lauff, dem Verfasser des zweiten Romans „Die Hauptmanns-frau,“ lernen wir einen Erzähler kennen, der durch die Art seines Schilderns, die feste, mehr skizzirende als ausführende Darstellungsweise gewissen modernen Kunstströmungen verwandt ist, während er auf der andern Seite auch eine Hinneigung zur Romantik verrät. Für diese letztere Seite seines Wesens ist es bezeichnend, daß er in dem vorliegenden Roman eine halb gespenstige Figur mitwirken läßt, von der der Leser niemals sicher weiß, ob es Meister Grielach, der Wundarzt, oder „der Tod von Basel“ sei, der im kaiserlichen Lager bei Ingolstadt und auf der Wahlstatt waltet. Auch sonst wachen in Lauffs Darstellung Stimmungen und Phantastezüge wieder auf, die seit Achim von Arnim, Clemens Brentano und E. T. A. Hoffmann geschlummert haben. Sie verbinden sich jedoch, wie gesagt, mit dem neuesten Realismus, dem es mehr um Deutlichkeit, Schärfe und Stärke, als um Anmut oder erhebende Wirkung seiner Darstellung zu thun ist.

Der Roman schildert die Geschichte der schönen Hauptmanns-frau Marthe Pochner, die ihr Gatte, Heinz Pochner, zu böser Stunde aus dem sichern Alm in das kaiserliche Lager an der Donau bescheidet, dem die Schmalkaldner gegenüberstehen. Frau Marthe ist von sinnberückender und sinnbethörender Schönheit, und zu ihrem Unglück verweilt in demselben Lager ein schlimmer Gesell, Schenk von Sperrhahn, der vom adlichen Studenten zum Landsknecht und Tabernenhalter heruntergekommen ist. Er hat vor Zeiten die schöne Baslerin angebetet, ist aber nicht von ihr erhört worden. Jetzt verschwört und verflucht er sich, ehe er der Schönen nur ansichtig geworden ist, daß noch im Grabe Marthe Pochner vor seinen toten, glasigen Augen stehen, daß er mit entfleischten Händen nach ihr tasten und greifen

werde. Unglückliche Umstände kommen seiner wilden Leidenschaft zu Hilfe, auf einer Waldwiese an der Donau vergewaltigt der schnöde Gesell die schöne bewußtlos gewordne Frau. Und die gleichen unglücklichen Umstände werfen den Verdacht dieser Gewaltthat auf den Fährnich Wendelin, denselben, der treu und ehrbar die Hauptmannsrau von Ulm nach Ingolstadt geleitet hat. Heinz und Marthe selbst glauben an die Schuld des armen jungen Mannes, keiner denkt an den schlimmen Schenken in der Taberne zum Randspieß. Wendelin wird nach Landsknechtsbrauch vor das Gericht seines Regiments gestellt und stirbt zwischen den Spießen seiner Kameraden. Heinz Bochner aber, der doch weiß, daß sein Weib schuldlos ist, und der sie im tiefsten Leid mehr als zuvor liebt, scheidet sich neun Monate später in Eger von Marthe, als diese sich weigert, sich von dem Kinde zu trennen, dem sie das Leben gegeben hat. Umsonst fleht sie den gereizten Hauptmann an, Barmherzigkeit zu üben, er kann das Leid und die Bitterkeit der jüngsten Zeit nicht soweit überwinden, ihrem Gefühl gerecht zu werden. Während er mit dem Heere des Kaisers nach Norden und zur Mühlberger Schlacht zieht, kehrt die unglückliche Marthe mit ihrer kleinen Ursel nach Ulm zurück. Auf dieser Reise stellt sich ihr der schurkische Schenk von Sperrhahn als ihr ehemaliger Verehrer dar, sie ahnt nicht, daß der anscheinend redlich um sie Besorgte zugleich ihr Verderber und der Zerstörer ihres ehelichen Glücks ist, obschon sie einen geheimen tiefen Widerwillen gegen ihn hat. Der tritt denn auch in Ulm zu Tage, wo Schenk von Sperrhahn wohlbestallter Kirchenmeister wird und um Frau Marthe wirbt, nachdem er ihr gemeldet hat, daß ihr Gatte in der Mühlberger Schlacht gefallen sei. Sie glaubt ihm nicht, sie widersteht ihm, als er ihr in rasender Erbitterung enthüllt, daß er der Frevler im Lager vor Ingolstadt und der Vater ihres Kindes sei. Die ärmste Frau sieht bei dieser Enthüllung in ihm nur den Mörder ihres Glücks und des armen, unschuldigen Wendelin. In dem Ringkampfe zwischen beiden, zu dem es nun kommt, stürzt Schenk von Sperrhahn kopfüber durch eine Lucke des Münsterturms von Ulm, wo die Szene vor sich geht, zwischen den Glocken in die Tiefe. Auch hier ist der gespenstige Meister Grielach beteiligt, aus seinem Munde glaubt der Frevler den Zuruf „Stürze!“ vernommen zu haben. Zu allen Erschütterungen gesellt sich für Frau Marthe die Sorge um ihr Kind, das in den Weihnachtstagen erkrankt und stirbt. Da kommt Heinz Bochner, der inzwischen von seinen bei Mühlberg empfangnen Wunden genesen ist, nach Ulm, um sein Weib und die Vergebung seines Weibes für die rauhe und harte Trennung in Eger zu suchen. In ihrem Leid ist Marthe nur zu sehr zur Versöhnung geneigt, und mit der Wiedervereinigung des schönen und stattlichen Paares schließt der Roman.

Der Wert der Dichtung liegt weniger in der Erfindung und Charakteristik, als in den Schilderungen, in den lebendigen Farben, mit denen Lauff Landschaften, Gefechte, das Lagerleben und die Kriegsbräuche des sechzehnten Jahr-

hundert malt. Der Hauch katholischer Überzeugung, der die Darstellung der Mißerfolge des schmalkaldischen Bundesheeres an der Donau und der Demütigung Kurfürst Johann Friedrichs durch Kaiser Karl den Fünften erfüllt, macht sich in den übrigen Teilen der Geschichte nicht allzusehr geltend. Das Ganze zeigt unzweifelhaft Talent und eine Darstellungskraft, die freilich Bleibendes, künstlerisch Vollendetes erst schaffen dann wird, wenn sie die Skizzenbravour und die gelegentliche Neigung zu einem Stil, der sich in lauter Absagen und Wiederansagen bewegt, glücklich überwunden haben wird.

Wenn wir dem Roman „Wider den Kurfürsten“ von Hans Hoffmann vor der „Martinsklause“ und der „Hauptmannsrau“ den Preis zuerkennen, so beruht dies auf der lebendigen Mitempfindung für die Phantasie und die Bildkraft, die in diesem Roman zu Tage treten. Der historische Stoff, der Hintergrund und Untergrund der Handlung ist einer poetischen Belebung durchaus ungünstig. Die Belagerung der Stadt Stettin durch den Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg in den Jahren 1677 und 1678 ist ein Stück Geschichte aus der Zeit der jämmerlichsten Zerrissenheit Deutschlands. Der westfälische Friede hatte den größten und besten Teil des alten Herzogtums Pommern an das siegreiche Schweden gegeben und dem näher berechtigten Brandenburg nur ein Stück Hinterpommern zugebracht. Das Ziel der politischen Schachzüge und der kriegerischen Anstrengungen des Großen Kurfürsten war die Erwerbung Pommerns, seit der Schlacht von Fehrbellin sah der tapfere Fürst das Ziel nahe winken und setzte zunächst alle Kraft an die Eroberung von Stettin. Hier aber begegnete ihm nicht nur der Widerstand einer tapfern schwedischen Besatzung, sondern auch der entschlossene Waffentrog der deutschen Bürgerschaft. Die alte Hauptstadt der Pommernherzöge hatte sich nicht leicht darein gefunden, eine schwedische Provinzialstadt zu sein, aber sie hatte sich darein gefunden; aus den Tagen der pommerschen Selbständigkeit war der alte freundschaftliche Haß gegen die Brandenburger zurückgeblieben, der jahrhundertlang Deutsche wider Deutsche in die Waffen brachte. So wurde die Eroberung Stettins eine schwere Sache. Ja was für die Geschichte der Stadt und daneben für die dem heutigen Dichter gestellte Aufgabe schlimmer lag: die endliche Besitznahme Stettins durch Friedrich Wilhelm war eine ganz vorübergehende. Schon im Jahre 1679 mußte er seine Eroberungen wieder fahren lassen, da die Übermacht Ludwigs XIV. für Schweden eintrat. Stettin blieb auf ein weiteres Menschenalter schwedisch, und erst am Ende des großen nordischen Krieges unter Friedrich Wilhelm I. wurde es eine preußische Stadt.

Unter diesen Umständen muß jeder Dichter darauf verzichten, Begeisterung und tiefere Teilnahme für den politischen Hintergrund und den großen Zusammenhang der geschichtlichen Begebenheiten zu erwecken, in den seine Handlungen und seine erfundenen Gestalten verflochten sind. Das Motiv, das Hoff-

mann seinem Roman „Wider den Kurfürsten“ zu Grunde gelegt und poetisch belebt hat, ist das feste vaterstädtische Selbstgefühl und die Treue der Stettiner, die ihren Eid an die Krone Schweden halten und ihre Stadt tapfer verteidigen, selbst als ihnen die Ahnung aufdämmert, daß sie eher zu Brandenburg als zu Schweden gehören. Diese Gesinnung verkörpert der Dichter in dem Helden seines Romans, dem jungen Kaufherrn Jürg Wichenhagen, einer prächtigen Gestalt voll frischer Thatkraft und Lebenslust, voll aller glücklichen Eigenschaften, die ihm die Volksgunst sichern, ohne ihn je von der Masse abhängig und sich selbst untreu zu machen. Nicht die Schicksale Stettins sind es, die uns vor allem an diesem Roman bewegen und ergreifen, sondern die Schicksale Wichenhagens, in dem der tapfere Widerstand der Oderstadt gegen Friedrich Wilhelm von Brandenburg sein Haupt erhält. In den verworrenen politischen und gesellschaftlichen Zuständen seiner Stadt, von einer Doppelneigung zu der geistvollen hochherzigen Tochter des schwedischen Kommandanten, der armen Estrid von Wulffen, die von einer der ersten Bomben, die der Kurfürst in die Stadt sendet, grausam verstückelt ward, und zu der schönen Kaufmannstochter Ursula Hogenholt erfüllt, die dann während der Belagerung sein Weib wird, zeigt sich Wichenhagen als eine Natur, die instinktiv das Rechte thut und ergreift, in den Ernst der Zeit hinein und über ihr ursprüngliches Maß hinauswächst, dabei aber immer die herzegewinnende Kraft der Unmittelbarkeit behält. Die ganze Gestalt wirkt nach all den pessimistisch zersetzten, mystisch angehauchten Helden der jüngsten Romanliteratur wahrhaft kräftigend und wohlthuend.

Die innere Entwicklung des Romans ist ausschließlich an die drei Hauptgestalten Jürg Wichenhagen, Estrid von Wulffen und Ursula Hogenholt geknüpft, ihnen gesellt sich aber eine Anzahl weiterer vortrefflich ausgeführter Figuren, die zur Belebung der Szene und des äußern Ganges der Handlung wesentlich beitragen, unter ihnen der wackre Schiffer Post, der sehr charakteristisch den Typus des niederdeutschen Seemanns vertritt, der alte Schmied Wichenhagen, der Großvater Jürgs, die Schusterstochter Dortchen, der Rektor, endlich der Stadtfekretär, der während aller Schrecken der Belagerung nur an die Vervollständigung seiner Chronik denkt. Die Kraft des Dichters reicht vollständig aus, um diese und andre Gestalten mit anschaulichem Leben zu erfüllen und sie inmitten einer reichgegliederten Handlung natürlich zu bewegen und zu verwenden. Nur gegen den Schluß hin läßt sich nicht verkennen, daß die Ungunst des Stoffes auf die Ausführung zu drücken beginnt. Alle Unmittelbarkeit der Erfindung, alle Lebendigkeit des Ausdrucks und alle künstlerische Sorgfalt vermag eine gewisse Erlahmung und Zersplitterung der Teilnahme, die aus dem Provisorischen des Abschlusses erwächst, nicht ganz zu überwinden. Doch will das gegenüber den wirklichen und dabei so anspruchlosen Vorzügen des Romans wenig bedeuten. Der Dichter hält sich durchaus innerhalb der Grenzen der Bescheidenheit der Natur und wird darum von denen, für die die

Natur eben nicht bescheiden, sondern eine Bravourakrobatin ist, wahrscheinlich „akademisch“ gescholten werden. Das kann natürlich das frische und echte Leben in seiner Erfindung nicht gefährden und für keinen unverbildeten Leser unwirksam machen. Der erquickliche, Walter Scott nicht nachahmende, aber an seinen gesunden Wirklichkeitsfömm gemahnende Realismus Hoffmanns läßt ein Verlangen nach anderm, als in der Natur seiner Aufgabe liegt und als er geben will, gar nicht aufkommen. Die klare Schlichtheit der Darstellung ist nirgends durch die Barbarei des jüngsten Plakatsstils gefährdet, der Hauch einer gewissen eignen Freude an dem, was er erfindet und ausführt, zeichnet auch dies neueste Werk Hans Hoffmanns aus. Ob man es gerade als einen Fortschritt über den Roman „Der eiserne Rittmeister“ hinaus wird betrachten können, wollen wir unentschieden lassen; dem Stoff gemäß ist es freier von Reflexion und wirkt einfacher als der Roman aus dem Jahre 1813. Geschichte lernen, wie die deutsche Halbbildung noch immer vom historischen Roman verlangt, läßt sich aus dem Buche „Wider den Kurfürsten“ nicht, es ist auch bei dem Stück Geschichte, das hier mitspielt, kaum der Mühe wert. Aber erfreuliches Menschenleben unter unerfreulichen geschichtlichen Bedingungen erblickt, ergriffen und uns nahegebracht zu haben, ist ein besserer Ruhm für den Dichter, als der, die Quintessenz geschichtlicher Forschungen wiederzugeben. Auf alle Fälle ist Hoffmanns Roman ein neuer Beweis für die Lebenskraft und das Lebensrecht poetischer Phantasie auch in der geächteten Form des historischen Romans.



Der Streit der Fakultäten

3



er alte Utermöhlen war ein prächtiger alter Bauer. Die entlegne Gegend, in der sein Dorf lag, hatte noch vieles in den Sitten, Wirtschaftsverhältnissen und Anschauungen aus der alten Zeit in die neue gerettet. Die Meinungen des Tages fanden nicht so leicht ihren Weg in diese alten Sachsendörfer, und die Leute saßen nicht dicht genug, als daß sie sich leicht zu Allweltskerlen umarbeiten, modeln und schleifen ließen. Die Kärghchkeit des Heidebodens zwang sie zu harter Arbeit und geduldigem Abwarten des Erfolgs. Aber wenn auch von hohen Zuckerfabrikdividenden keine Rede sein konnte, so gab es eigentliche Armut in diesem dünnbevölkerten Landstrich ebenso wenig. Stattliche Bauernhäuser zeugten von behäbigem Wohlstand, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräb-